

Der Zeitsparer von Kurt Tucholsky (1914)

Am 27. Februar 1926 war es so weit. –

Die Herren in weißen Laboratoriumsmänteln erfüllten den großen Raum, bewegten sich unruhig, lachten, gestikulierten und sprachen aufgereggt durcheinander. Denn sie hatten zwei Stunden regungslos gehorcht, abwechselnd auf den ungefügigen Apparat gestiert, der in der Mitte des Hörsaales stand, und auf den kleinen Mann, der leichenblass auf einem Stühlchen saß und mit leiser Stimme Erläuterungen gab . . .

Der deutsche Professor Gottlieb Friedrich Waltzemüller hatte den Zeitsparer erfunden.

Der Apparat hob die Zeit auf. Er war gar nicht so kompliziert, und wenn Sie Ihrerseits aufs Patentamt gehen, werden Sie sehen, dass ich recht habe: denn da bekommen Sie die Erklärung zu dem Ding, das aussah, – damals, heute sind sie ja anders, – wie ein zugedecktes Bett aus Stahl. Man legte sich hinein, und was man da an Zeit ersparte – denn drinnen liefen ja die Uhren nicht, nicht die elektrischen und nicht die Sanduhren, – das konnte man beliebig irgendwo in seinem Leben wieder ankleben und einfügen, – wo man es gerade brauchte . . .

Das gab ein Hallo! Mit dem Herumtrödeln auf der Erde war es auf einmal vorbei. Niemand hatte mehr Zeit zu verlieren. Die Redensart: »Ich habe keine Zeit« wurde Formel für den Offenbarungseid, – und es war ganz erstaunlich, wie sich die Menschen beeilten, um mit den nötigsten Obliegenheiten fertig zu werden. Sie sparten! Keiner tat noch etwas anderes, als im Eiltempo die wenige Nahrung zu sich zu nehmen und sich dann befriedigt in den Apparat zu packen. Da drinnen sparte er nun Zeit und legte sie auf die hohe Kante. Wer ging noch spazieren? Wer hatte noch Augen zu sehen, was auf der Welt vor sich ging? Sie lasen nicht, sie liebten nicht, sie freuten sich nicht mehr – sie sparten.

Carnegie hatte zu allem Zeit. Er aaste geradezu mit der Zeit, als ob er sie später nicht noch einmal brauchen könnte. Aber dafür war vorgesorgt: er kaufte Zeit auf. Und tausend arme Teufel legten sich krumm, damit der kleine weißhaarige Herr sich so recht gemütlich eine Birne schälen oder gar ein Stückchen zu Fuß gehen konnte.

Es gab eine Zeitbörse. Da wurde die Zeit gehandelt, – und weil sie sehr gut bezahlt wurde, so legten sich ganze Dörfer industriemäßig in den Kasten aus Stahl, sparten und verkauften meistbietend. Darauf fielen die Preise – aber durch einen Trust gelang es, eine kräftige Hausse zu erzielen.

– . . . Einmal gab es einen Corner: Mister Woolf aus New York, der infolge eines tödlich verlaufenen Unterhaltungsromans einen schrecklichen Tod gefunden hatte, lebte wieder auf, weil er fühlte, dass hier ein Geschäft zu machen sei, kaufte auf, – ich glaube, er hat damals im ganzen zirka 70.000 Jahre gehabt – wurde eingekreist und musste losschlagen. Man konnte darauf den Tag schon für 5 Cents haben, und die Leute bummelten, dass es eine Schande war. Die Theater machten weit auf, ganz reiche Herrschaften begannen Fußball zu spielen, und man sah bereits wieder Angehörige des mittleren Bürgerstandes, die im Schein der untergehenden Sonne lässig vor der Schwelle ihres Häuschens stehend träumerisch in der Nase bohrten ...

Aber das ging vorüber: der Monat Zeit kostete wieder seine achtzig Dollar, und alles war wie früher.

So lagen die Dinge, als sich eine seltsame Nachricht auf der Erde verbreitete. Bei München, hieß es, lebe ein Mann, der spare überhaupt keine Zeit! Hat man je so etwas gehört Er sei Menschendoktor und heiße Bruck. Dr. Bruck . . .

Einige reiche Leute – denn die andern hatten ja keine Zeit – machten sich auf, diesen Unmenschen zu sehen. Wahrhaftig: als sie sich dem kleinen Anwesen näherten, rauchte da ein Mann mit einem Spitzbart eine Pfeife, eine lange Pfeife, und auf dem Porzellankopf – das sah man deutlich – war ein buntes Blumengewinde gemalt, mit Engeln, die die Girlanden-Enden angepackt hielten . . . Der Mann paffte behaglich und stieß die Rauchwölkchen in die warme Sommerluft, in der sie, hellblauen Gazeschleiern vergleichbar, langsam nach oben entschwebten . . . Und dieser Mensch verfolgte ihren Aufstieg zufrieden, und wenn eins verfliegen war, schickte er ein anderes nach und mochte sich so an diesem Wolkenpiel schon eine ganze Weile erfreut haben. Und nicht genug damit: er zündete sich die Pfeife, als sie ausging und nicht gleich brennen wollte, dreimal hintereinander an. Da brannte sie. Ja, war er denn toll . . . ? Es schien so.

Denn als der reiche Münchner Engros-Schlächter Mauermeier sich dem Manne eilig prustend, um nicht zu viel Zeit zu verlieren, in das Gesichtsfeld schob, da sagte der: »Grüß Gott!« sagte er und dann mummelte er so recht behaglich an seiner glimmenden Pfeife. Und ehe der Mauermeier sich noch recht erholt hatte, fuhr der Doktor fort: »Ja, wollen wir nicht ein kleines Spaziergängchen machen? – Da seht doch nur, wie hübsch grün schon das wellige Gras ist, über das der Wind läuft, und da drüben die Höhen, auf die ich jetzt zuschreiten will, sind schon durchsichtig bläulich, und das ist ein gutes Zeichen fürs Wetter.«

Da nahm sich der Mauermeier die Zeit – denn er hatte es dazu und konnte es sich leisten, Gott sei Dank! –, da nahm er sich die Zeit, ganz schnell einmal zu sagen: »Einsperren sollt man Eahna, Heer Nachbar, z'wegen Verschwendung!« –

Und schob eilig laufend, in der Richtung zum Bahnhof, ab, um den Zug nach München nicht zu verpassen, damit er gleich wieder weiter sparen könne . . .

Der Doktor aber stand fröhlich lächelnd auf, ergriff das Stöckchen, das ihn auf allen Wegen begleitete, und durchschritt den sauberen, stillen Ort, darinnen er wohnte, besah sich voll guten Mutes die breiten Straßen und die niedrigen Häuser und das achteckige Türmchen auf dem Wirtshaus. Da oben, in dem achteckigen Zimmerchen, mit der Aussicht auf das Dorf und die Berge, habe eine verrückte Gräfin gewohnt, raunten die Leute, und wenn die Nebelschwaden dicht durch die regenschwere Luft zogen, dann schoben sie sich wohl an den acht Fensterchen vorbei, der Ofen knasterte, und eine weißhaarige Dame kroch murmelnd die gewundene Treppe herauf, um hier ein verlorenes Leben zu beschließen . . . Das überdachte der Doktor, und dann guckte er, ob das Krankenhaus noch an seinem Platz sei, und sah nach der Post, vor der eine alte Rumpelchaise ohne die Gäule aufgestellt war, und nach dem Rathaus, – und stand schließlich nicht ab, unterwegs im besten Schmauchen ein kleines Poem zu verfertigen, indem alles darinnen stand: Wie schön doch das bißchen Leben sei, und wie man nur einmal auf die Welt gesetzt werde, und wie er für seine Person auf alle Mauermeiers und Zeitsparer pfeife . . .



17:22

Der Fuß ist eine weitgehend unerschlossene weibliche Problemzone. Ein Satz, wie in Stein gemeißelt.

Der Fuß ist eine weitgehend unerschlossene weibliche Problemzone.

So könnte ein Artikel in einer Frauenzeitschrift anfangen. Oder in *Psychologie Heute*. Oder so.

Ich heiße Cora Hübsch, ich bin dreiunddreißig-dreiviertel Jahre alt und gehöre zu der Mehrheit von Frauen, die auch in fortschreitendem Alter noch kein freundschaftliches Verhältnis zu ihren Füßen aufgebaut haben. Meine Zehen sind krumm wie die Zähne im Mund eines Schuljungen, der sich beharrlich weigert, eine Zahnsperre zu tragen. In meiner Bauch-Beine-Po-Gruppe ist eine, deren Zehen sind so kurz, als seien sie ihr in jungen Jahren von einer scharfkantigen Glasplatte guillotiniert worden. Und meine Freundin Johanna hat Füße wie andere Leute Oberschenkel. In ihren Pumps hätten sich noch einige Zweite-Klasse-Passagiere von der Titanic retten können.

Freundinnen, lasst es uns so sagen, wie es ist: Die aller-aller-aller schlimmste weibliche Problemzone heißt: Mann.

17:17

Ist es jetzt wirklich schon bald halb sechs? Gute Güte! Warum ruft der denn nicht an? Warum gibt es Dinge im Leben einer Frau, die sich niemals ändern? Die Frage, ob man nach einmal Sex bereits Anspruch auf eine Samstagabendverabredung hat, wurde bisher nicht hinreichend geklärt.

Jemand müsste sich mal die Mühe machen, herauszufinden, wie viele Jahre ihres Lebens eine Frau damit verbringt, auf Anrufe von Männern zu warten. Bestimmt fünf. Oder zehn. Und dabei wird sie immer älter. Sie runzelt die Stirn, und das hinterlässt eine hässliche Falte über der Nasenwurzel. Sie isst mehrere Tonnen weiße Schokolade mit Crisp, Erdnussflips und Toastbrot mit Nutella. Sie ruiniert ihre Figur und ihre Zähne und damit jede reelle Chance auf einen Anruf am Samstagabend.

Muss aufhören, mein Selbstbewusstsein mit negativen Gedanken zu unterminieren.

»Ich bin attraktiv. Ich bin eine begehrte Frau. Ich bin schön. Ich bin eine begehrte Frau. Ich bin ...« Telefon! Na bitte, es klappt doch.



Ich versuche, mich abzulenken. Betrachte angestrengt den Haufen Zehen an meinem Körperende, um nicht über Schlimmeres nachdenken zu müssen.

Darüber zum Beispiel, dass heute Samstag ist. Schlimmer noch, es ist schon fast Samstagabend. Wann beginnt eigentlich der Abend? Gesetzt den Fall, jemand sagt: »Ich rufe dich Samstagabend an.« Was genau meint er dann damit? Heißt das: »Ich rufe dich um 18 Uhr an, um dich zu fragen, ob ich dich um 20 Uhr 30 abholen und zum teuersten Italiener der Stadt ausführen darf?«

Oder heißt das: »Ich klingele gegen 23 Uhr mal durch, um anzutesten, ob du eine vereinsamte Mittdreißigerin bist, die am Samstagabend nichts Besseres vorhat, als auf den Anruf eines smarten Typen, wie ich es bin, zu warten, der sich einmal aus Langeweile dazu hat hinreißen lassen, mit dir ins Bett zu gehen?«

Der Fuß ist eine weitgehend unerschlossene weibliche Problemzone.

Nein, es hilft nichts. Die krummen Gesellen da unten können nicht länger für meine Minderwertigkeitskomplexe geradestehen. Ich heiße Cora Hübsch, bin dreiunddreißig-dreiviertel und gehöre zu der Mehrheit von Frauen, die sich auch in fortschreitendem Alter hauptsächlich mit einer Problemzone rumschlägt.

Das war Johanna, die wissen wollte, ob er schon angerufen hat. Johanna sagt, dass der grundlegende Unterschied zwischen Männern und Frauen nicht, wie gemeinhin angenommen, darin besteht, dass Männer den Innenraum ihrer Autos sauber und sämtliche *Stirb langsam*-Filme für kulturell wertvoll halten.

Der wichtigste Unterschied zwischen Männern und Frauen ist, sagt Jo, dass Männer nicht auf die Anrufe von Frauen warten. Statt zu warten, tun Männer was anderes. Schauen RAN, entwickeln ein Mittel gegen Aids, verabreden sich mit einer Blondine, lesen die Aktienkurse in der FAZ, machen Muskelaufbautraining. Oder so 'n Zeug. Und das Wichtigste daran ist: Sie tun es nicht, um sich vom Warten abzulenken. Sondern sie tun es, weil sie es tun wollen. Sie vergessen dabei, dass sie eigentlich warten. Deswegen sind Männer nie beim ersten Klingeln am Telefon und klingen immer so, als hätte man sie bei etwas gestört.

Ich musste kurz nachdenken, um zu begreifen, was das bedeutete.

»Das heißt ja«, sagte ich schließlich, und es war, als hätte mir jemand nach jahrzehntelanger Blindheit die Augen geöffnet, »das heißt ja, dass all die

Stunden, die wir damit verbracht haben, Männer nicht zurückzurufen, umsonst waren. Die Tage, an denen wir uns nur durch übermäßigen Konsum von Choco-Crossies und Meg-Ryan-Videos davon abhalten konnten, ihn gleich am nächsten Tag wiederzusehen. Für die Katz! Was haben wir gelitten, um sie leiden zu lassen. Wir dachten, sie würden warten – und in Wahrheit waren sie vielleicht nicht einmal zu Hause, um zu bemerken, dass wir nicht anrufen!?!«

»Du hast es erfasst, Cora. Du kannst einen Mann nicht warten lassen. Und wenn du mich fragst, es ist höchste Zeit, dass du deine Zeit mit etwas Sinnvollem verbringst, als zu hoffen, dass Herr Hofmann sich bequem, deine Nummer zu wählen.«

Sie hat ja so recht. Werde jetzt sofort aufhören zu warten und stattdessen etwas Sinnvolles tun.

Ich könnte

a) meine Steuererklärung machen,

b) meine Steuererklärung vom vorletzten Jahr oder

c) den herrlichen Sommerabend nutzen, um den Weihnachtsbaum vom Balkon zu holen und im nahe gelegenen Park zu entsorgen.

Ich werde bei einem Glas Weißwein in Ruhe darüber nachdenken.

Der Glühweinstand von
gestern Abend ist weg!

War wohl nur ein
One-Night-Stand...





Im Herbst, vermutlich

Als das Kind aus einem Bett kroch, noch schlaftrunken und zerwühlt wie sein verlassenes, duftendes Kissen mit den feinen Haaren und getrockneten Speichelspuren, die sie später abschütteln würde, roch die Wohnung nach eben in die Luft gesprungenem Toastbrot und warmer Milch. Seine kleinen Füße watschelten über den Parkett auf die Fliesen im Badezimmer, es begann zu summen, fröhliche Lieder, die es im Kindergarten erlernt hatte, und ebenso summend betrat das Kind den Wohnraum, um am gedeckten Tische Platz zu nehmen. Zärtlich küßte die Mutter seine Stirn. Sie war noch schlafwarm. Das Kind lächelte und trank von seiner warmen Milch.

Später packte sie das Kind in seine Kleidung, kämmte ihm das lange Haar und verließ mit ihm die Wohnung.

Es war ein klarer und kühler Tag Mitte Oktober, der Himmel von intensivem Blau und überall funkelte das Gold von den Bäumen. Das Kind saß neben ihr im Auto, summte seine Lieder und war ganz mit sich und den Gedanken an den neuen Tag beschäftigt. Als sie das Haus erreicht hatten, griff das Kind nach seiner Mutter, schlang die dünnen Arme um ihren Nacken und küßte sie feucht und wild auf den Mund: „Bis später“, sagte es und stieg freudig aus dem Wagen. „Ja, bis später, mein Engel!“, rief ihm die Mutter hinterher.

Sie sah das Kind die wenigen Treppen nach oben hüpfen, wie ein junges Reh, dachte sie, und wußte, daß es ihr eigenes Hüpfen war. Das Kind sah nochmals zurück und winkte in ihre Richtung.

Sie startete den Wagen und fuhr geradewegs in die Innenstadt. Heute war ihr arbeitsfreier Tag und folglich der Tag der unumgänglichen Erledigungen.

Seit der Geburt ihrer Tochter hatte sich die junge Frau mit dem Leben arrangiert. Was geschehen war, konnte sie nicht rückgängig machen. Sie war die Verlassene und die Verlassende. Mit dem kleinen Leben im Arm hatte sie ihre Stadt

verlassen und war fortgezogen in eine andere, größere Stadt. Nach der Arbeit in einem Verlag, saß sie am Abend an ihrem Schreibtisch und schrieb. Es war ihre Pflicht und ihre Rettung, zu schreiben, zu überdenken, festzuhalten. Vielleicht hatte ihr diese Befähigung das Leben gerettet.

Der Vater des wilden Kindes wußte nichts von seiner geglückten Zeugung. Sie liebte ihn, noch immer, doch ihre Liebe war ängstlich gewesen. Und wie es ihre Art war, wollte sie dem Leben und seinen Entscheidungen zuvorkommen, um am Ende die Stärkere zu sein. Im Grunde war sie gerade jetzt die Schwächere.

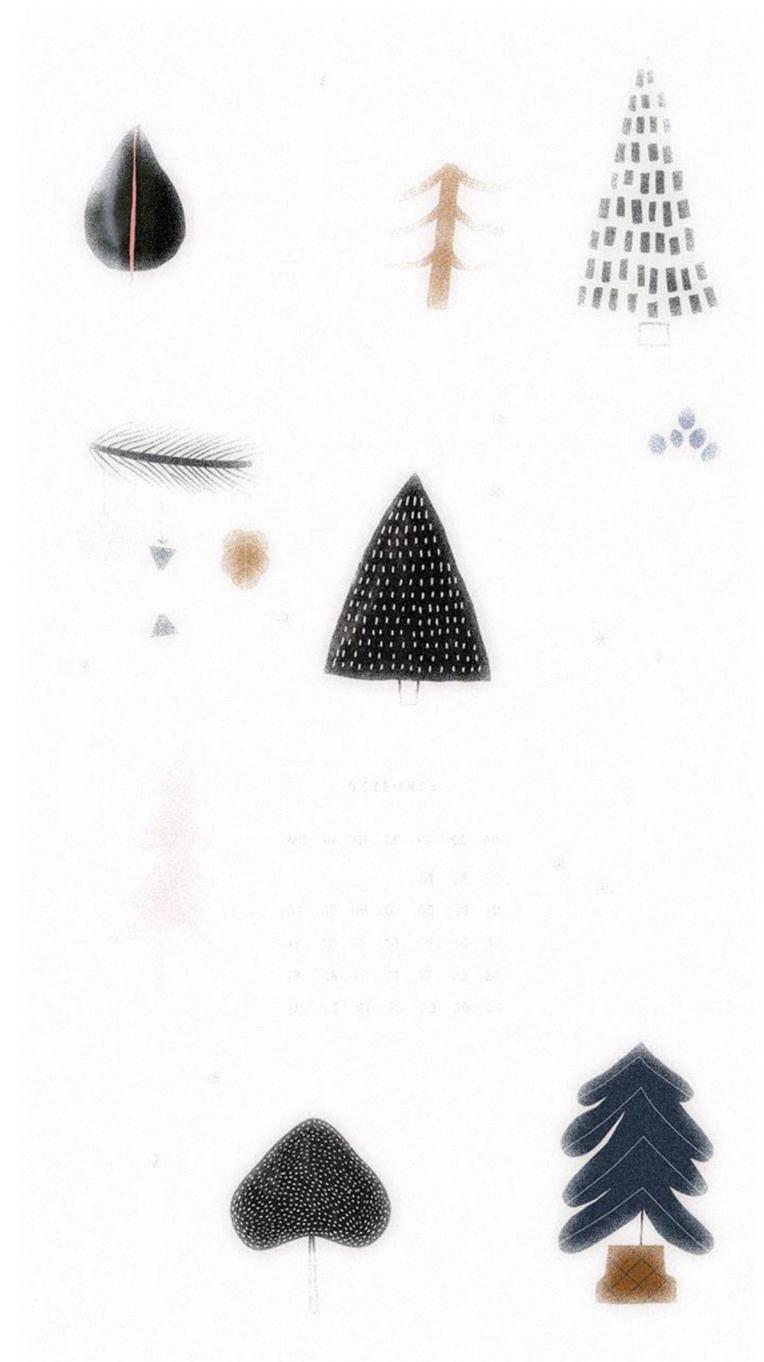
Auf der Toilette eines Straßencafés wusch sich die Frau die Hände. Im Spiegel ihres kleinen Puderdöschens besah sie sich ihr Gesicht, lächelte grundlos und schloß das Döschen ruckartig. Beim Verlassen der Toilette, mit einem letzten Blick in den großen Spiegel über den Waschbecken, sah sie sich in einem flüchtigen Moment verschwinden, dunkelhaarig und schmal, noch immer von stolzer Haltung und wissend, daß sie ihr wirkliches Leben eigenhändig zerstört hatte. Trotzdem lebte sie, unnahbar und glücklich, solange sie den Geruch ihres Kindes erinnerte, seine kleinen Füße streichelte und in den Nächten an ihn dachte, der sie geliebt hatte.

Es war bereits später Nachmittag, in einer Stunde würde sie das Kind abholen, nach Hause fahren und ihm das Essen kochen. Sie verließ das Café und überquerte die stark befahrene Straße. Vom Mittelstreifen der Allee huschte sie auf die Fahrbahn, als ein plötzlich auftauchendes Fahrzeug heftig bremste. Ohne wirklich zu erschrecken, blieb sie wie angewurzelt stehen und blickte auf die Frontscheibe des Wagens. Das helle Oktoberlicht spiegelte sich darin. Sie konnte kein Gesicht erkennen, lächelte etwas verwirrt und schritt weiter bis zum rettenden Gehsteig gegenüber. Dort angekommen, sah sie noch einmal zurück zu jenem Fahrzeug, das sie beinahe überfahren hätte. Es fuhr weiter und verschwand im Nachmittagsverkehr.

Kurze Zeit später erreichte die junge Frau ihr geparktes Auto. Sie öffnete den Kofferraum und verstaute die in Tüten

gepackten Einkäufe. Gerade schloß sie den Kofferraum wieder, als sie einen Geruch wahrnahm, dicht hinter ihr, den sie kannte und liebte. Es überfiel sie eine mächtige Angst und sie wünschte sich, niemand erwarte von ihr, daß sie sich jetzt umdrehen und erkennen würde. Sie drehte sich um und sah ihren Mann, in seinem Rücken die nach unten gefallene Sonne. „Da hast Du aber nochmal Glück gehabt“, sagte er und lächelte. „Fast hätte ich Dich umgefahren.“ - Sie trat auf ihn zu, ergriff seinen Nacken mit ihren dünnen Armen und küßte ihn feucht und wild auf den Mund.

Elke Egger



159 **Walzer 1**
23

191 **E**
Fine *p*

199 *f* *p*

207 **F**
f *p*

215 *f* **D.S. al Fine**

225 **Walzer 2**
ff *mf*

233 **3**

244 **3**

253 *f* *p* **1.** **2.** *f*

G

Das Wort Advent steckt in
Fahrradventile. Dieses
Geheimnis hat die Kirche
lange gehütet.
Warum auch immer.



Die Geschichte des Jahres

Hans Christian Andersen

Es war in den letzten Tagen des Januar; ein fürchterlicher Schneesturm trieb daher. Der Schnee fegte wirbelnd durch die Straßen und Gassen. Die Fensterscheiben waren außen wie vom Schnee gepolstert, von den Dächern stürzte er in ganzen Haufen und die Leute hasteten vorwärts; sie liefen, sie flogen und stürzten einander in die Arme, hielten sich aneinander einen Augenblick fest und hatten wenigstens solange einen Halt. Wagen und Pferde waren gleichsam überpudert, die Diener standen mit dem Rücken gegen den Wagen gelehnt, um sich vor dem Winde zu schützen, und die Fußgänger suchten beständig Deckung hinter den Wagen, die nur langsam in dem tiefen Schnee von der Stelle kamen. Als sich endlich der Sturm legte, und ein schmaler Fußsteig längs den Häusern ausgeworfen wurde, standen die Leute doch noch stille, wenn sie sich begegneten. Keiner von ihnen hatte Lust, den ersten Schritt in den tiefen Schnee an den Seiten zu tun, damit der andere vorüber könne. Schweigend standen sie still, bis endlich, fast wie in einer stummen Übereinkunft, jeder von ihnen ein Bein preisgab und es in dem Schneehaufen versinken ließ.

Gegen Abend wurde es windstill. Der Himmel sah aus wie gefegt und höher und durchsichtiger als zuvor; die Sterne waren funkelnagelneu und glänzten blau und klar. Dabei fror es, dass der Schnee krachte. Bei dem Wetter konnte wohl die oberste Schneeschicht so fest werden, dass sie am Morgen die Spatzen trug; die hüpfen bald oben herum bald unten, wo geschaufelt war; viel Nahrung war jedoch nicht zu finden und sie froren bitterlich.

»Piep« sagte der eine zum anderen, »das nennt man nun das neue Jahr. Es ist ja schlimmer als das alte. Dann hätten wir es ebenso gut behalten können. Ich bin schlechter Laune, und dazu habe ich guten Grund.«

»Ja, da liefen nun die Menschen umher und schossen das neue Jahr ein,« sagte ein kleiner verfrorener Spatz. »Sie warfen Töpfe gegen die Türen und waren rein außer sich vor Freude, dass nun das alte Jahr vergangen war. Und ich war auch froh darüber, denn ich erwartete, dass wir nun warme Tage bekommen würden, aber daraus ist nichts geworden! Es friert noch viel stärker als zuvor; die Menschen haben sich in der Zeitrechnung geirrt!«

»Das haben sie« sagte ein Dritter, der schon alt und weißköpfig war. »Sie haben da etwas, das sie den Kalender nennen. Das ist ihre eigene Erfindung, und deshalb soll sich alles danach richten, aber das tut es nicht. Wenn der Frühling kommt, beginnt das Jahr. Das ist der Lauf der Natur und danach rechne ich.«

»Aber wann kommt der Frühling?« fragten die anderen.

»Der kommt, wenn der Storch kommt; aber damit ist es ziemlich unbestimmt. Hier in der Stadt ist keiner, der etwas davon versteht. Auf dem Lande draußen wissen sie es besser. Wollen wir hinaus fliegen und warten? Dort ist man doch dem Frühling näher.«

»Ja, das ist ein guter Gedanke!« sagte einer von denen, die lange auf und ab gehüpft waren und gepiept hatten, ohne eigentlich etwas zu sagen. »Ich habe hier in der Stadt allerdings einige Bequemlichkeiten, die ich fürchte, draußen entbehren zu müssen. Hier in der Nähe in einem Hofe wohnt eine Menschenfamilie, die den vernünftigen Gedanken gehabt hat, an der Wand drei bis vier Blumentöpfe mit der großen Öffnung nach innen und dem Boden nach außen anzunageln. Dort ist ein Loch hineingeschnitten, das gerade so groß ist, dass ich aus und ein fliegen kann. Dort habe ich mit meinem Manne genistet, und von dort sind alle unsere Jungen ausgeflogen. Die Menschenfamilie hat das Ganze natürlich nur eingerichtet, um das Vergnügen zu haben, uns zu beobachten, sonst hätten sie es wohl kaum getan. Sie streuen Brotkrumen hin, natürlich auch zu ihrem Vergnügen, und wir haben dadurch

Nahrung. Es ist sozusagen für uns gesorgt, – und deshalb glaube ich, dass ich bleibe und dass auch mein Mann bleibt, obgleich wir sehr unzufrieden sind, – aber wir bleiben!«

»Und wir fliegen hinaus aufs Land, um zu sehen, ob nicht das Frühjahr kommt.« Und dann flogen sie.

Aber es war eisiger Winter draußen auf dem Lande; es froh noch ein paar Grade mehr als in der Stadt drinnen. Der scharfe Wind blies über die schneebedeckten Felder. Der Bauer, mit großen Fausthandschuhen an den Händen, saß auf dem Schlitten und schlug die Arme übereinander, um die Kälte auszuhalten. Die Peitsche lag in seinem Schoße, die mageren Pferde liefen, dass sie dampften, der Schnee knirschte und die Spatzen hüpfen in den Kufenspuren und froren. »Piep! wann kommt der Frühling? Es dauert so lange!«

»Solange!« erklang es über die Felder von dem schneebedeckten Hügel her. Es konnte das Echo sein, was man hörte, aber es konnte auch die Rede des wunderlichen alten Mannes sein, der oben auf der Schneewehe in Wind und Wetter saß. Er war ganz weiß, gerade wie ein Bauer im weißen Flauschmantel, mit langem weißen Haar, weißem Barte, ganz bleich und mit großen, klaren Augen.

»Wer ist der Alte dort?« fragten die Spatzen.

»Das weiß ich!« sagte ein alter Rabe, der auf einem Zaunpfahle saß und herablassend genug war, anzuerkennen, dass wir alle vor Gott nur kleine Vögel sind, und sich deshalb auch mit den Spatzen einließ und eine Erklärung abgab. »Ich weiß, wer der Alte ist. Das ist der Winter, der alte Mann vom vorigen Jahr; er ist nicht tot, wie der Kalender sagt, nein, er ist sozusagen der Vormund des kleinen Prinzen Frühling, der nun kommt. Ja, der Winter führt das Regiment. Hu! Ihr klappert ja ordentlich, Ihr Kleinen!«

»Na, was habe ich immer gesagt?« sagte der kleinste. »Der Kalender ist eine Menschenerfindung! die sich nicht in die Natur einfügen will. Das sollten sie lieber uns überlassen, uns, die wir mit viel feineren Sinnen begabt sind.«

Und es verging eine Woche, es vergingen fast zwei; der Wald war schwarz, der gefrorene See lag schwer und sah aus wie erstarrtes Blei. Die Wolken, ja, das waren keine Wolken, das war nasser, eiskalter Nebel, der über der Erde hing. Die großen, schwarzen Krähen flogen in Scharen ohne jeden Schrei; es war, als schlief alles. – Da glitt ein Sonnenstrahl über den See, und er glänzte wie geschmolzenes Zinn. Die Schneedecke über den Feldern und oben auf der Anhöhe schimmerte nicht mehr wie zuvor, aber die weiße Gestalt, der Winter selbst, saß dort noch immer, den Blick stets gen Süden gerichtet. Er bemerkte es gar nicht, dass der Schneeteppich gleichsam in die Erde versank und dass hie und da ein kleiner grasgrüner Fleck zum Vorschein kam; da wimmelte es dann von Spatzen.

»Quivit, Quivit, kommt nun der Frühling?«

»Der Frühling« klang es über Feld und Wiese und durch die schwarzbraunen Wälder, in denen das Moos frischgrün auf den Baumstämmen leuchtete. Und durch die Luft kamen von Süden her die ersten zwei Störche gezogen. Auf dem Rücken jedes von ihnen saß ein kleines schönes Kind, ein Knabe und ein Mädchen. Sie küssten die Erde zum Willkomm, und wohin sie ihren Fuß setzten, wuchsen weiße Blumen unter dem Schnee hervor. Hand in Hand gingen sie hinauf zu dem alten Eismanne, dem Winter, und legten sich zu neuem Gruße an seine Brust, und in demselben Augenblick waren sie alle drei verschwunden, und die ganze Landschaft war verschwunden. Ein dicker, nasser Nebel, dicht und schwer, umhüllte alles. – Ein wenig später blies ein Lüftlein, dann fuhr der Wind daher mit starken Stößen und jagte den Nebel fort, und die Sonne schien warm. Der Winter selbst war verschwunden und des Frühlings schöne Kinder saßen auf dem Throne des Jahres.

»Das nenne ich Neujahr« sagten die Spatzen »Nun werden wir wohl wieder in unsere Rechte eingesetzt und bekommen Ersatz für den strengen Winter.«

Wohin die beiden Kinder sich wandten, sprossen grüne Knospen an Büschen und Bäumen hervor, wurde das Gras höher und die Saatkfelder grüner und schöner. Und ringsum streute das kleine Mädchen Blumen. Sie hatte einen ganzen Überfluss davon in ihrem Schürzchen, sie schienen daraus hervorzuströmen, stets war es gefüllt, wie eifrig sie auch streute. In ihrer Eilfertigkeit schüttelte sie einen wahren Blütenschnee über die Äpfel- und Pfirsichbäume, so dass sie in voller Pracht dastanden, noch bevor sie grüne Blätter hatten.

Und sie klatschte in die Hände und der Knabe klatschte ebenfalls. Da kamen alle Vögel hervor, man wusste nicht woher, und alle zwitscherten und sangen: »Der Frühling ist gekommen!«

Es war herrlich anzuschauen. Und manches alte Mütterchen kam aus seiner Tür in den Sonnenschein hinaus, sah sich ringsum und erblickte die vielen gelben Blumen, die die ganze Wiese bedeckten gerade wie in ihren jungen Jahren. Die Welt wurde wieder einmal jung. »Es ist ein gesegneter Tag heute« sagte sie.

Der Wald war noch braungrün und Knospe stand an Knospe, aber der Waldmeister war schon da, frisch und duftend. Die Veilchen standen in Mengen, und es gab Anemonen und gelbe Kuhblumen, ja, in jedem Grashalm war Saft und Kraft; es war wirklich ein Prachtteppich, der förmlich zum Sitzen aufforderte, und dort saß das junge Frühlingspaar, hielt sich an des Händen und sang und lächelte und wuchs und wuchs.

Ein milder Regen fiel vom Himmel auf sie herab; sie merkten es nicht. Regentropfen und Freudentränen vereinigten sich zu einem einzigen Tropfen. Braut und Bräutigam küssten einander, und im Nu schlug der ganze Wald aus. – Als die Sonne aufging, waren alle Wälder grün.

Und Hand in Hand ging das Brautpaar unter dem frischen, hängenden Laubdach, wo nur des Sonnenlichts Strahlen und die Schlagschatten einen Farbenwechsel in all dem Grün hervorzauberten. Eine jungfräuliche Reinheit und ein erfrischender Duft lag über den feinen Blättern. Klar und lebhaft rieselten Bächlein und Quellen zwischen dem samtgrünen Schilf und über die glitzernden Steine dahin. »Und so ist es und bleibt es ewiglich« sagte die ganze Natur. Und der Kuckuck rief und die Lerche trillerte, und der schöne Frühling war da. Nur die Weiden trugen noch Wollhandschuhe über ihren Blüten, sie waren eben so übervorsichtig, und das ist langweilig!

Und so vergingen Tage und Wochen, die Wärme strömte zur Erde nieder; heiße Luftwellen gingen durch das Korn, das sich mehr und mehr gelb färbte. Des Nordens weiße Lotosblume breitete auf den Waldseen ihre großen, grünen Blätter über dem Wasserspiegel aus, und die Fische suchten den Schatten darunter. Auf der windgeschützten Seite des Waldes, wo die Sonne auf die Wände des Bauernhauses hinab brannte und die aufgeblühten Rosen tüchtig durchwärmte und wo die Kirschenbäume voller saftiger, schwarzer, fast sonnenheißer Kirschen hingen, saß des Sommers herrliches Weib, sie, die wir schon als Kind und Braut sahen. Sie sah in die aufsteigenden dunklen Wolken, die wogenförmig, den Bergen gleich, sich schwarzblau und schwer höher und höher erhoben. Von drei Seiten kamen sie; mehr und mehr senkten sie sich wie ein versteinertes Meer gegen den Wald hinab, wo alles wie verzaubert stille schwieg. Jedes Lüftchen hatte sich gelegt, jeder Vogel schwieg, Ernst und Erwartung lagen über der ganzen Natur. Aber auf den Wegen und Steigen eilten Fahrende, Reitende und Gehende vorwärts, um unter Dach zu kommen. – Da leuchtete es mit einem Male auf, als breche die Sonne hervor, blinkend, blendend, verbrennend, und unter rollendem Krachen versank wieder alles im Dunkel. Das Wasser stürzte in Strömen vom Himmel; es wurde Nacht und wieder Licht, es ward totenstille, und dann donnerte es wieder. Die jungen braungefiederten Rohrstengel im Sumpfe bewegten sich wogend auf und nieder,

die Zweige des Waldes verbargen sich unter einer Regenhülle; Dunkel und Licht, Stille und Donner wechselten unaufhörlich. Gras und Korn lagen wie niedergeschlagen, wie zur Erde gespült, als könnten sie sich nie wieder erheben. – Plötzlich wurden aus dem Regen einzelne Tropfen, die Sonne schien und von Gräsern und Blättern blinkten die Wassertropfen wie Perlen, die Vögel sangen wieder, die Fische sprangen im Wasser des Baches, die Mücken tanzten, und draußen auf den Steinen im salzigen, gepeitschten Meereswasser saß der Sommer selbst, der kräftige Mann mit den fülligen Gliedern, dem triefenden Haar – verjüngt vom frischen Bade saß er im warmen Sonnenschein. Die ganze Natur ringsum war verjüngt. Alles stand reich und kräftig und schön; es war Sommer, warmer, herrlicher Sommer.

Lieulich und süß war der Duft, der von dem üppigen Kleefelde herüberwehte, die Bienen summten um das uralte Thing, die Bromheerranken wanden sich um den Opferaltar, der vom Regen gewaschen im Sonnenlichte glänzte. Dorthin flog die Bienenkönigin mit ihrem Schwarm und setzte dort Wachs und Honig an. Niemand sah es außer dem Sommer und seinem kräftigen Weibe; für sie allein stand der Altartisch gedeckt mit den Opfergaben der Natur.

Der Abendhimmel erstrahlte wie Gold, keine Kirchenkuppel war so reich, und der Mond leuchtete zwischen Abend- und Morgenrot. Es war Sommerszeit. Und es vergingen Wochen und Tage. – Der Schnitter blanke Sensen blinkten in den Kornfeldern. Die Zweige der Apfelbäume beugten sich unter der Last ihrer gelben und roten Früchte; der Hopfen duftete köstlich und hing in großen Knospen, und unter dem Haselbusch, an dem die Nüsse in schweren Büscheln hingen, ruhten Mann und Frau, der Sommer und sein tiefernstes Weib.

»Welcher Reichtum« sagte sie. »Rundum ruht Segen, heimlich und gut, über allem, und doch, ich weiß selbst nicht, ich sehne mich nach Ruhe – Stille. Ich finde nicht das rechte Wort dafür. Nun pflügen sie schon wieder auf den Feldern! Mehr und immer mehr wollen die Menschen gewinnen! – Sieh, die Störche kommen schon in Scharen und gehen hinter dem Pfluge her, Ägyptens Vögel, die uns durch die Lüfte trugen. Erinnerst Du Dich, wie wir beide als Kinder hierher nach den Ländern des Nordens kamen? – Blumen brachten wir her, herrlichen Sonnenschein und grüne Wälder, nun hat sie der Wind schon tüchtig zerzaust, sie werden braun und dunkel wie des Südens Bäume, aber sie tragen nicht, wie diese, goldene Früchte.«

»Danach sehnst Du Dich?« fragte der Sommer. »Nun so freue Dich.« Er hob den Arm und die Blätter färbten sich mit Rot und mit Gold und die Wälder erstrahlten in herrlichster Farbenpracht; an den Rosenhecken leuchteten feuerrote Hagebutten, die Fliederbüsche hingen schwer zur Erde unter der Last ihrer großen schwarzbraunen Beeren, die wilden Kastanien fielen reif aus ihren dunkelgrünen Schalen und im Walde drinnen blühten die Veilchen zum zweiten Male.

Aber des Jahres Königin wurde immer stiller und bleicher. »Es weht kalt« sagte sie, »die Nacht hat nasse Nebel. – Ich sehne mich nach dem Lande der Kindheit.«

Sie sah die Störche fortfliegen, jeden einzigen! Und sie streckte die Hände nach ihnen aus. Sie sah zu den Nestern empor, die leer standen; in einem wuchs eine langstielige Kornblume und in einem anderen der gelbe Löwenzahn, als sei das Nest nur zu ihrem Schutz und Schirm da. Und die Spatzen setzten sich hinein.

»Piep. Wo sind denn die Herrschaften geblieben! Sie können wohl nicht vertragen, dass ihnen ein bisschen Luft um die Nase weht, da sind sie gleich ins Ausland gegangen. Glück auf die Reise.«

Und gelber und gelber färbten sich die Wälder, Blatt nach Blatt fiel, die Herbststürme sausten; die Erntezeit ging zu Ende. Auf dem gelben Laubteppich lag die Königin des Jahres

und sah mit sanften Augen zu den blinkenden Sternen empor, ihr Gemahl stand bei ihr. Ein Windstoß wirbelte das Laub auf – es fiel wieder zur Erde, aber sie war verschwunden; nur ein Schmetterling, des Jahres letzter, flog durch die kalte Luft.

Und die nassen Nebel kamen, die eisigen Winde und die dunklen, langen Nächte. Des Jahres Beherrscher stand mit schneeweißem Haar. Er selbst wusste nichts davon, er glaubte, es seien Schneeflocken, die aus den Wolken niederfielen; eine dünne Schneedecke legte sich über die grünen Felder.

Die Kirchenglocken läuteten die Weihnachtszeit ein.

»Die Glocken der Geburt klingen!« sagte des Jahres Beherrscher. »Bald wird das neue Herrscherpaar geboren, und ich gehe zur Ruhe wie sie. Zur Ruhe bei den blinkenden Sternen.«

Und in dem frischen, grünen Tannenwald, über dem der Schnee lag, stand der Weihnachtsengel und weihte die jungen Bäume, die zum Fest kommen sollten.

»Freude in den Stuben und unter den grünen Zweigen« sagte des Jahres greiser Beherrscher; diese Wochen hatten ihn schneeweiß und uralte gemacht. »Jetzt naht die Stunde der Ruhe; des Jahres, junges Paar empfängt nun Zepter und Krone.«

»Die Macht ist noch Dein« sagte der Weihnachtsengel, »die Macht und nicht die Ruhe! Laß den Schnee wärmend über den jungen Saaten liegen. Lerne ertragen, dass einem anderen gehuldigt wird, während Du noch Herrscher bist, lerne, vergessen zu sein und doch zu leben. Die Stunde Deiner Freiheit naht, wenn der Frühling kommt.«

»Wann kommt der Frühling?« fragte der Winter. »Er kommt, wenn der Storch kommt.«

Und mit weißen Locken und schneeweißem Barte saß der Winter eiskalt, alt und gebeugt, aber stark wie der Wintersturm und des Eises Macht hoch oben auf der Schneewehe des Hügels und blickte gen Süden, wie der vorige Winter gesessen und geschaut hatte. – Das Eis krachte, der Schnee knirschte, die Schlittschuhläufer schwangen sich auf den blanken Seen, und Raben und Krähen gefielen sich auf dem weißen Grunde, kein Wind rührte sich. Und in der stillen Luft faltete der Winter die Hände und das Eis legte sich stark als Brücke zwischen die Länder.

Da kamen wieder die Spatzen aus der Stadt und fragten: »Wer ist der alte Mann dort oben?« Und der Rabe saß wieder dort, oder war es ein Sohn von ihm? aber das ist ja gleich – und er sagte zu ihnen: »Das ist der Winter. Der alte Mann vom vorigen Jahr. Er ist nicht tot, wie der Kalender sagt, sondern der Vormund des kommenden Frühlings.«

»Wann kommt der Frühling?« fragten die Spatzen, »dann bekommen wir bessere Zeiten und ein mildes Regiment. Das alte taugte nichts!«

Und in stillen Gedanken nickte der Winter zum blätterlosen, schwarzen Walde hinüber, wo jeder Baum seiner Zweige herrliche Form und Biegung zeigte, und über ihren Winterschlaf legten sich der Wolken eiskalte Nebel. Der Herrscher träumte von seinen Jugend- und Mannesjahren und als es tagte, stand der ganze Wald mit glitzerndem Raureif überschüttet; das war der Sommertraum des Winters. Der Sonnenschein aber nahm den Raureif wieder von den Zweigen.

»Wann kommt der Frühling?« fragten die Spatzen. »Der Frühling?« erklang es wie Echo von den Hügeln, auf denen der Schnee noch lag. Und die Sonne schien wärmer und wärmer, der Schnee schmolz und die Vögel zwitscherten: »Der Frühling kommt.«

Und hoch durch die Lüfte kam der erste Storch, der zweite folgte; ein schönes Kind saß auf dem Rücken jedes von ihnen und sie schwebten auf das offene Feld nieder und küssten die Erde und küssten den alten stillen Mann, der, wie Moses auf dem Berge, von einer Nebelwolke getragen, verschwand.

Die Geschichte des Jahres war zu Ende.

»Das ist sehr richtig!« sagten die Spatzen, »und es ist auch sehr schön, aber es stimmt nach dem Kalender nicht und deshalb ist es doch verkehrt!«

Süddeutsche Zeitung Magazin

GEMISCHTES DOPPEL von Reinhard Kiel



Bookmarks



Backmurks

Fotos: JamieB/Room the Agency/Corbis (1), gizos/Getty Images (1)

Der kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry

9. Kapitel: Die Abreise des kleinen Prinzen

Ich glaube, er benutzte für seine Flucht einen Zug wilder Vögel. Am Morgen seiner Abreise brachte er seinen Planeten noch in Ordnung. Sorgfältig reinigte er die aktiven Vulkane. Er besaß zwei aktive Vulkane. Das war sehr praktisch fürs Kochen zum Frühstück. Er hatte auch einen erloschenen Vulkan. Aber er sagte sich: »Man kann nie wissen!« Und so fegte er auch den erloschenen Vulkan. Wenn sie gut gefegt werden, brennen die Vulkane sanft und gleichmäßig, ohne jemals auszubrechen. Vulkanausbrüche sind wie Kaminfeuer. Wir auf unserem Planeten sind ganz offensichtlich viel zu klein, um unsere Vulkane fegen zu können. Darum bereiten sie uns auch so viel Ärger.

Mit ein wenig Schwerkraft riss der kleine Prinz die letzten Triebe eines Affenbrotbaumes aus. Er glaubte, er würde nie wieder zurückkehren. Aber alle diese alltäglichen Arbeiten erschienen ihm an diesem Morgen ganz besonders verlockend. Und als er die Blume zum letzten Mal goss und er sie zum Schutz unter eine Glasglocke stellen wollte, entdeckte er in sich den Drang zu weinen.

»Lebe wohl«, sagte er zu der Blume.

Aber sie antwortete nicht.

»Lebe wohl«, wiederholte er.

Die Blume hustete. Aber es war nicht wegen ihrer Erkältung.

»Ich war dumm«, sagte sie schließlich. »Verzeihe mir bitte. Versuche, glücklich zu sein.«

Es überraschte ihn, dass sie ihm keine Vorwürfe machte. Ganz verwirrt stand er mit der Glasglocke da. Doch diese stille Sanftmut verstand er nicht.

»Ja, ich liebe dich«, sagte die Blume. »Du konntest es nicht wissen, das ist meine Schuld. Es spielt keine Rolle. Aber du warst genauso dumm wie ich. Versuche, glücklich zu sein ... Lass' die Glaskugel. Ich will sie nicht mehr.«

»Aber der Wind ...«

»Ich bin nicht so stark erkältet, dass ... Die kühle Nachtluft wird mir gut tun. Ich bin eine Blume.«

»Aber die Tiere ...«

»Ich werde wohl zwei oder drei Raupen aushalten müssen, um die Schmetterlinge kennenzulernen. Das wird wohl sehr schön werden. Wer würde mich sonst besuchen? Du wirst weit weg sein. Vor den großen Tieren fürchte ich mich nicht. Ich habe meine Krallen.«

Ganz einfältig zeigte sie ihre vier Dornen. Dann fügte sie hinzu:

»Mach' es nicht so lang, das ist fürchterlich. Du hast dich entschieden zu gehen. Also geh'!«

Sie wollte nicht, dass er sie weinen sieht. Sie war eine sehr stolze Blume.

10. Kapitel: Der König

Es war in der Nähe der Asteroiden 325, 326, 327, 328, 329 und 330. Er begann damit, sie zu besuchen. Er wollte sich beschäftigen und etwas lernen. Den ersten bewohnte ein König. Der König saß, ganz in Purpur und Hermelin gekleidet, auf einem sehr einfachen, aber majestätischen Thron.

»Ah! Da ist ja ein Untertan«, sagte der König, als er den kleinen Prinzen zu Gesicht bekam.

Der kleine Prinz fragte sich: »Wie kann er mich kennen, wenn er mich doch noch nie gesehen hat?« Er wusste nicht, dass die Welt für die Könige sehr einfach ist und alle Menschen Untertanen für sie sind.

»Komm näher, dass ich dich besser sehen kann«, sagte der König stolz darauf, dass er für jemanden König sein konnte.

Der kleine Prinz sah sich nach einem Sitzplatz um, doch der ganze Planet wurde von dem herrlichen Hermelinmantel bedeckt. So blieb er stehen, und weil er müde war, gähnte er.

»Es ist ein grober Verstoß gegen die Etikette, in der Gegenwart eines Königs zu gähnen«, sagte der Monarch. »Ich verbiete es dir.«

»Ich kann aber nicht anders«, entgegnete der kleine Prinz ganz verwirrt. »Ich hatte eine lange Reise und habe nicht geschlafen ...«

»Ich befehle dir zu gähnen«, sagte da der König. »Seit Jahren habe ich niemanden gähnen gesehen. Gähnen ist eine Rarität für mich. Mach schon! Gähne noch einmal. Das ist ein Befehl!«

»Das macht mir Angst ... Ich kann nicht«, sagte der kleine Prinz und wurde rot.

»Hum! Hum!«, erwiderte der König. »Dann sei es ... Ich befehle dir, bald zu gähnen und manchmal ...«

Er murmelte ein bisschen und schien verärgert zu sein. Denn der König war in hohem Maße darauf bedacht, dass seine Autorität respektiert würde. Er duldet keinen Ungehorsam. Er war ein absoluter Monarch. Aber er war sehr gütig und gab vernünftige Befehle. »Wenn ich befehle«, sagte er gewöhnlich, »wenn ich einem General befehle, sich in einen Seevogel zu verwandeln, und wenn der General nicht gehorcht, wäre es nicht die Schuld des Generals. Es wäre meine Schuld.«

»Darf ich mich setzen?«, fragte der kleine Prinz zaghaft.

»Ich befehle dir, dies zu tun«, antwortete der König und zog majestätisch eine Falte seines Hermelinmantels an sich heran.

Der kleine Prinz aber staunte. Der Planet war winzig. Was konnte der König wohl hierauf beherrschen?

»Majestät«, sagte er. »Entschuldigt mich, dass ich Euch frage ...«

»Ich befehle dir, mich zu fragen«, warf der König schnell ein.

»Majestät ... über was herrscht Ihr?«

»Über alles«, sagte der König mit großer Klarheit.

»Über alles?«

Der König machte eine bedeutsame Geste auf seinen eigenen Planeten, auf andere Planeten und auf die Sterne.

»Über dies alles?«, fragte der kleine Prinz.

»Über dies alles ...«, antwortete der König.

Denn er war nicht nur ein absoluter Monarch, er war auch ein universeller Monarch.

»Und die Sterne gehorchen Euch?«

»Natürlich«, sagte der König. »Sie gehorchen sofort. Ich toleriere keinen Ungehorsam.«

Solche Macht erstaunte den kleinen Prinzen sehr. Wenn er solche Macht gehabt hätte, wäre er in der Lage, nicht vierundvierzig, sondern gleich zweiundsiebzig oder sogar hundert oder selbst zweihundert Sonnenuntergänge an einem Tag zu erleben, ohne jemals seinen Stuhl dabei zu verrücken! Und so machte ihn die Erinnerung an seinen kleinen verlassenen Planeten ein bisschen traurig und in dieser Stimmung fühle er sich ermutigt, den König um Gnade zu bitten:

»Ich möchte so gern einen Sonnenuntergang sehen ... Tut mir bitten einen Gefallen ... Befehlt der Sonne unterzugehen ...«

»Wenn ich einem General befehle, von einer Blume zur anderen wie ein Schmetterling zu fliegen oder eine Tragödie zu schreiben oder sich in einen Seevogel zu verwandeln, und wenn der General den Befehl nicht ausführt, wer trüge daran die Schuld, er oder ich?«

»Das würdet Ihr sein«, sagte der kleine Prinz entschlossen.

»Richtig. Wir müssen von jedem fordern, was er leisten kann«, sagte der König. »Autorität beruht in erster Linie auf der Vernunft. Wenn du deinen Leuten befiehlst, sich ins Meer zu stürzen, werden sie sich auflehnen. Ich habe das Recht, Gehorsam zu fordern, weil meine Befehle vernünftig sind.«

»Was wird also mit meinem Sonnenuntergang?«, erinnerte der kleine Prinz, der niemals eine Frage vergaß, wenn er sie einmal gefragt hatte.

»Du sollst deinen Sonnenuntergang haben. Ich werde ihn gebieten. Aber ich werde in meiner Gelehrsamkeit als Herrscher warten, bis die Voraussetzungen hierfür günstig sind.«

»Wann wird dies der Fall sein?«, wollte der kleine Prinz wissen.

»Hem! Hem!«, antwortete der König und studierte dabei einen großen Kalender. »Hem! Hem! Das wird sein ... etwa ... es wird heute Abend etwa zwanzig vor acht sein! Dann kannst du sehen, wie mir gehorcht wird.«

Der kleine Prinz gähnte. Es tat ihm Leid um den versäumten Sonnenuntergang. Und er langweilte sich schon ein wenig:

»Ich habe nichts mehr zu tun hier«, sagte er dem König. »Ich reise ab!«

»Bleibe«, sagte der König, der stolz darauf war, einen Untertanen zu haben. »Gehe nicht, ich mache dich zum Minister!«

»Minister für was?«

»Der ... der Gerechtigkeit!«

»Aber es ist niemand hier, über den man richten könnte!«

»Das wissen wir nicht«, entgegnete der König. »Ich habe noch nie eine Reise durch mein Königreich gemacht. Ich bin sehr alt, ich habe keinen Platz für eine Kutsche, und gehen macht mich müde.«

»Oh! Aber ich habe schon nachgesehen«, sagte der kleine Prinz und drehte sich um, um noch einen weiteren Blick auf die andere Seite des Planeten zu werfen. »Es ist niemand da drüben ...«

»Du musst also über dich selbst richten«, antwortete der König. »Das ist das Schwerste. Es ist viel schwerer, über sich selbst zu richten, als über andere zu urteilen. Wenn du es schaffst, über dich selbst gerecht zu werden, dann bist du ein wahrer Weiser.«

»Ich«, sagte der kleine Prinz, »ich kann über mich richten, egal, wo ich mich befinde. Ich muss nicht hier bleiben.«

»Hem! Hem!«, sagte der König. »Ich glaube, auf meinem Planeten gibt es irgendwo eine Ratte. Ich höre sie in der Nacht. Du könntest über diese alte Ratte richten. Du kannst sie von Zeit zu Zeit zu Tode verurteilen. So wird ihr Leben von deiner Gerechtigkeit abhängig. Aber du wirst sie jedes Mal begnadigen müssen, damit sie erhalten bleibt. Es gibt nur eine.«

»Ich«, antwortete der kleine Prinz, »ich möchte niemanden zu Tode verurteilen, und ich glaube, ich gehe jetzt.«

»Nein«, sagte der König.

Der kleine Prinz hatte seine Vorkehrungen bereits getroffen, doch er wollte dem alten Monarchen nicht wehtun:

»Wenn Eure Majestät Wert auf pünktlichen Gehorsam legen, könntet Ihr mir einen vernünftigen Befehl erteilen. Ihr könntet mir zum Beispiel befehlen, dass ich Euch in einer Minute verlassen soll. Mir scheint, dass die Bedingungen hierfür günstig sind ...«

Der König schwieg und der kleine Prinz zögerte zunächst, dann brach er mit einem Seufzer auf. »Ich mache dich zu meinem Gesandten«, rief der König ihm eilig nach. So wahrte er sich einen großen Anschein von Autorität.

»Die großen Leute sind sehr sonderbar«, dachte der kleine Prinz auf seiner Reise.



Judith Kerrs Bücherregal



Der kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry

11. Kapitel: Der Eitle

Den zweiten Planeten bewohnte ein Eitler:

»Ah! Ah! Es kommt Besuch von einem Bewunderer!«, rief dieser schon weit entfernt, als er den kleinen Prinzen erblickte.

Denn für die Eitlen sind die anderen Leute Bewunderer.

»Guten Tag«, sagte der kleine Prinz. »Sie haben einen lustigen Hut.«

»Er ist zum Grüßen«, entgegnete der Eitle. »Er ist zum Grüßen, wenn mir die Leute Beifall zollen. Doch leider kommt hier niemand vorbei.«

»Wirklich?«, sagte der kleine Prinz, der nichts davon verstand.

»Klatsche mit deinen Händen«, riet ihm der Eingebildete.

Der kleine Prinz klatschte seine Hände gegeneinander. Der Eitle grüßte bescheiden mit gesenktem Haupt und zog seinen Hut. »Das ist unterhaltsamer als mein Besuch beim König«, dachte sich der kleine Prinz. Und so klatschte er erneut in seine Hände. Der Eitle zog wieder seinen Hut zum Gruß. Nach fünf Minuten dieser Übung wurde dem kleinen Prinzen dieses monotone Spiel aber leidig:

»Und damit der Hut fällt«, fragte er, »was muss man dafür tun?«

Aber der Eitle überhörte ihn. Eingebildete Menschen wollen immer nur Lobreden hören.

»Bewunderst du mich wirklich sehr?«, fragte er den kleinen Prinzen.

»Was bedeutet ›bewundern‹?«

»Bewundern heißt erkennen, dass ich der beste Mann, der am besten gekleidete, der reichste und intelligenteste auf der Welt bin.«

»Aber du bist doch allein auf deinem Planeten!«

»Mach mir bitte die Freude, bewundere mich irgendwie!«

»Ich bewundere dich«, sagte der kleine Prinz und zuckte leicht mit den Schultern, »aber warum ist dir das so wichtig?«

Da verschwand der kleine Prinz.

»Die großen Leute sind wirklich sehr sonderbar«, sagte er sich auf seiner Reise.



„Virologiker“

Karikatur: Markus Grolik / Toonpool

Der kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry

13. Kapitel: Der Geschäftsmann

Der vierte Planet war der eines Geschäftsmannes. Dieser Mann war so beschäftigt, dass er nicht einmal aufsaß, als der kleine Prinz eintraf.

»Guten Tag«, sagte der kleine Prinz. »Ihre Zigarette ist ausgegangen.«

»Drei plus zwei ist fünf. Fünf plus sieben ist zwölf. Zwölf plus drei ist fünfzehn. Guten Tag. Fünfzehn plus sieben ist zweiundzwanzig. Zweiundzwanzig plus sechs ist achtundzwanzig. Keine Zeit, sie wieder anzuzünden. Sechszwanzig plus fünf ist einunddreißig. Puh! Das macht also fünfhunderteine Million sechshundertzweiundzwanzig Tausend siebenhunderteinunddreißig.«

»Fünfhundert Millionen was?«

»Was? Du bist noch da? Fünfhunderteine Million ... Ich habe es vergessen ... Ich habe so viel Arbeit! Ich meine es ernst, mit Kindereien kann ich mich nicht abgeben! Zwei plus fünf ist sieben ...«

»Fünfhunderteine Million was?«, wiederholte der kleine Prinz, der noch niemals in seinem Leben eine Frage vergessen hatte, die er bereits gefragt hatte.

Da hob der Geschäftsmann seinen Kopf:

»Seit vierundfünfzig Jahren lebe ich nun auf diesem Planeten und bin in dieser Zeit nur drei Mal gestört worden. Das erste Mal war es vor zweiundzwanzig Jahren ein Käfer, der von wer weiß woher geflogen kam. Er machte einen fürchterlichen Lärm und ich machte vier Fehler bei meiner Berechnung. Das zweite Mal, es war vor elf Jahren, hatte ich einen Anfall von Rheumatismus. Ich konnte mich nicht mehr bewegen. Mir fehlte die Zeit zum Herumbummeln. Ich bin ein ernsthafter Mensch, bin ich. Das dritte Mal ... ist jetzt! Ich sagte fünfhunderteine Million ...«

»Millionen von was?«

Der Geschäftsmann begriff, dass er keine Hoffnung auf seinen Frieden hatte:

»Millionen von diesen kleinen Dingern, die wir manchmal am Himmel sehen.«

»Fliegen?«

»Nein, die kleinen Dinger, die glänzen.«

»Bienen?«

»Natürlich nicht. Kleine goldene Dinger, die die Faulen tagträumend machen. Aber ich bin ein ernsthafter Mensch, bin ich! Ich habe keine Zeit zum Träumen.«

»Ah, die Sterne!«

»Korrekt. Sterne.«

»Und was willst du mit diesen fünfhundert Millionen Sternen?«

»Fünfhunderteine Million sechshundertzweiundzwanzig Tausend siebenhunderteinunddreißig. Ich bin ein ernsthafter Mensch, ich bin äußerst genau.«

»Und was willst du mit diesen Sternen tun?«

»Was ich damit tun kann?«

»Ja.«

»Nichts. Ich besitze sie.«

»Du besitzt die Sterne?«

»Ja, natürlich.«

»Aber ich kenne einen König, der ...«

»Könige besitzen nichts. Sie ›herrschen über‹. Das ist etwas ganz anderes.«

»Und was nützt es dir, die Sterne zu besitzen?«

»Sie machen mich reich.«

»Und was nützt dir dieser Reichtum?«

»Ich kann andere Sterne kaufen, wenn sie gefunden werden.«

»Er ist ein bisschen wie der Säufer«, dachte sich der kleine Prinz. Er hatte aber noch lange nicht alle Fragen gefragt:

»Wie kann man die Sterne besitzen?«

»Wem gehören sie?«, erwiderte der Geschäftsmann mürrisch.

»Ich weiß es nicht. Einer Person.«

»Dann gehören sie mir, denn ich dachte als Erster daran.«

»Das reicht?«

»Und ob. Wenn du einen Diamanten findest, der niemandem gehört, gehört er dir. Wenn du eine Insel entdeckst, die niemandem gehört, dann gehört sie dir. Wenn du eine Idee zuerst hattest und du patentierst sie, dann gehört sie dir. Und ich besitze die Sterne, denn niemand vor mir hatte jemals daran gedacht, sie zu besitzen.«

»Das ist wahr«, sagte der kleine Prinz. »Und was stellst du damit an?«

»Ich verwalte. Ich zähle sie und zähle sie immer wieder«, sagte der Geschäftsmann. »Das ist sehr schwierig. Aber ich bin ein sehr ernsthafter Mann!«

Der kleine Prinz war immer noch nicht zufrieden.

»Wenn ich einen Seidenschal besitze, dann kann ich ihn mir um den Hals binden und mit mir nehmen. Wenn ich eine Blume sehe und sie pflücke, dann kann ich sie mitnehmen. Aber Sterne kann man nicht pflücken!«

»Nein, aber ich kann sie in eine Bank legen.«

»Was bedeutet das?«

»Es bedeutet, dass ich die Anzahl meiner Sterne auf ein Stück Papier schreibe. Und dann verschließe ich dieses Papier mit einem Schlüssel in der Schublade.«

»Das ist alles?«

»Das ist genug!«

»Das ist lustig«, dachte der kleine Prinz. »Das ist fast sogar poetisch. Aber ernst ist es nicht.« Der kleine Prinz hatte von ernsthaften Dingen ganz andere Vorstellungen als die Ideen der großen Leute.

»Ich«, sagte er noch einmal, »ich besitze eine Blume, die ich jeden Tag gieße. Ich besitze drei Vulkane und jede Woche kehre ich sie. Ich kehre sogar den erloschenen Vulkan. Man kann nie wissen. Es ist gut für meine Vulkane und es ist auch gut für meine Blume, dass ich sie besitze. Aber du nützt den Sternen gar nichts ...«

Da riss der Geschäftsmann den Mund auf, aber er fand keine Antwort, und der kleine Prinz verschwand.

»Die großen Leute sind tatsächlich sehr sonderbar«, sagte er sich auf seiner Reise.

A virgin birth I can believe,
but finding three wise men?



Der kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry

14. Kapitel: Der Laternenanzünder

Der fünfte Planet war auch sehr sonderbar. Es war der kleinste Planet von allen. Er hatte gerade genug Platz für eine Straßenlaterne und für einen Laternenanzünder. Der kleine Prinz konnte sich gar nicht erklären, wozu man irgendwo im Himmel, auf einem Planeten ohne einem Haus und sogar ohne Bevölkerung eine Straßenlaterne und einen Laternenanzünder benötigt. Doch er dachte sich:

»Vielleicht ist dieser Mann verrückt. Er wäre jedoch weniger verrückt als der König, der Eitle, der Geschäftsmann und der Säufer. Seine Arbeit jedenfalls macht Sinn. Wenn er seine Laterne anzündet, ist es, als ob er einen neuen Stern erschafft, oder eine Blume. Wenn er seine Laterne löscht, wiegt er Blume oder Stern in den Schlaf. Das ist ein schöner Beruf. Das ist wirklich sehr nützlich, weil es schön ist.

Als er auf dem Planeten ankam, begrüßte er den Laternenanzünder respektvoll:

- »Guten Tag. Warum hast du gerade deine Lampe ausgelöscht?«
- »Das ist eine Anordnung«, sagte der Laternenanzünder. »Guten Morgen.«
- »Was bedeutet das?«
- »Es bedeutet, meine Lampe auszulöschen. Guten Abend.«

Da zündete er sie wieder an.

- »Und warum hast du sie wieder angezündet?«
- »Das ist eine Anordnung«, sagte der Laternenanzünder erneut.
- »Das verstehe ich nicht«, meinte der kleine Prinz.
- »Das ist einfach erklärt«, sagte der Anzünder. »Eine Anordnung ist eine Anordnung. Guten Morgen.«

Und schon löschte er seine Lampe wieder aus.

Danach wischte er sich seine Stirn mit einem roten Taschentuch.

»Ich habe eine schreckliche Arbeit. Sie war einmal sehr vernünftig. Ich zündete am Morgen die Lampe an und löschte sie am Abend. Den Rest des Tages hatte ich frei und den Rest der Nacht konnte ich schlafen ...«

- »Was hat sich seit dieser Zeit an der Anordnung verändert?«
- »Die Anordnung hat sich nicht geändert«, sagte der Anzünder. »Das ist ja die Tragödie! Der Planet hat sich von Jahr zu Jahr schneller und schneller gedreht, und die Anordnung ist so geblieben!«
- »Und?«, sagte der kleine Prinz.
- »Und jetzt macht er in jeder Minute eine Umdrehung, ich komme nicht eine Sekunde zur Ruhe. Ich drehe und wende mich einmal in jeder Minute!«
- »Das ist lustig! Ein Tag dauert bei dir eine Minute!«
- »Das ist nicht lustig«, meinte der Laternenanzünder. »Seit wir miteinander sprechen, ist ein Monat vergangen.«
- »Ein Monat?«
- »Ja doch. Dreißig Minuten. Dreißig Tage! Guten Abend.«

Und schon zündete er wieder seine Laterne an.

Der kleine Prinz sah ihm bei der Arbeit zu. Er mochte diesen Laternenanzünder, der so brav seine Anordnungen ausführte. Er erinnerte sich an die Sonnenuntergänge, die er selbst einmal verfolgt, indem er seinen Stuhl nachzog. Er wollte seinem Freund helfen:

»Weißt du ... ich kenne einen Weg, wie du dich ausruhen kannst, wann immer du willst ...«

»Ich will immer«, sagte der Laternenanzünder.

Denn man kann sowohl treu und faul zugleich sein. Der kleine Prinz fuhr fort:

»Dein Planet ist so winzig, dass du mit drei Schritten herum bist. Du musst nur langsam genug gehen, um immer in der Sonne zu bleiben. Wenn du dich ausruhen willst, dann gehst du einfach ... und der Tag dauert so lange, wie du möchtest.«

»Das ist nicht besonders schlau«, sagte der Anzünder. »Denn ich liebe den Schlaf.«

»Dann ist es zwecklos«, sagte der kleine Prinz.

»Es ist zwecklos«, sagte der Anzünder. »Guten Morgen.«

Da löschte er schon wieder seine Lampe aus.

»Dieser jener«, sagte der kleine Prinz, während er seine Reise fortsetzte, »würde von allen anderen verachtet werde, vom König, vom Eitlen, vom Säufer und vom Geschäftsmann. Aber er ist der einzige, der mir nicht lächerlich erscheint. Es ist vielleicht, weil er nur an andere Dinge denkt als an sich selbst.«

Er stieß einen Seufzer des Bedauerns aus und dachte noch: »Dieser jener wäre der einzige, den ich zu meinem Freund gemacht hätte. Doch sein Planet ist wirklich sehr klein. Hier gibt es keinen Platz für zwei ...«

Was sich der kleine Prinz nicht einzugestehen wagte, war, dass er diesem gesegneten Planeten nachweinte, vor allem wegen der tausendvierhundertundvierzig Sonnenuntergänge in vierundzwanzig Stunden!

Der kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry

15. Kapitel: Der Geograph

Er warf einen Blick auf den Planeten des Geographen. Noch nie hatte er einen so majestätischen Planeten gesehen.

»Er ist sehr schön, Ihr Planet. Gibt es hier auch Ozeane?«

»Das weiß ich nicht«, sagte der Geograph.

»Ah!« (Der kleine Prinz war enttäuscht.) »Und Berge?«

»Auch das kann ich nicht wissen«, sagte der Geograph.

»Und Städte und Flüsse und Wüsten?«

»Kann ich auch nicht«, sagte der Geograph.

»Aber Sie sind doch ein Geograph!«

»Das ist richtig«, sagte der Geograph, »aber ich bin kein Entdecker. Mir fehlt es ganz an Entdeckern. Nicht der Geograph geht die Städte, Flüsse, Seen, Meere und Wüsten zählen. Der Geograph ist zu wichtig, um durch die Welt zu streifen. Er verlässt sein Büro nie. Aber er empfängt die Entdecker. Er befragt sie und notiert sich ihre Erinnerungen. Und wenn ihm ihre Erinnerungen bedeutungsvoll erscheinen, stellt der Geograph eine Untersuchung über den Charakter des Entdeckers an.«

»Warum?«

»Weil ein Entdecker, der lügt, eine Katastrophe über die Geographie-Bücher hereinbrechen würde. Ebenso wie ein Entdecker, der zu viel trinkt.«

»Warum?«, fragte der kleine Prinz.

»Weil Säufer doppelt sehen. Der Geograph würde zwei Berge vermerken, wo es nur einen gab.«

»Ich kenne jemanden«, sagte der kleine Prinz, »der würde ein schlechter Entdecker sein.«

»Das ist möglich. Wenn sich aber der Charakter eines Entdeckers als gut herausstellt, dann macht man eine Untersuchung über seine Entdeckung.«

»Wird man nachsehen?«

»Nein. Das wäre zu kompliziert. Aber von einem Entdecker erwartet man, dass er Beweise liefert. Wenn seine Entdeckung zum Beispiel ein großer Berg ist, fordert man, dass er große Steine vorzeigt.«

Da gingen dem Geographen plötzlich die Augen auf.

»Aber du kommst doch von weit her! Du bist ein Entdecker! Du musst mir deinen Planeten beschreiben!«

Nachdem der Geograph sein Register aufgeschlagen hatte, spitzte er seinen Bleistift. Zunächst notiert man die Geschichten von Entdeckern mit einem Bleistift. Sie werden erst dann mit Tinte niedergeschrieben, wenn der Entdecker Beweise erbracht hat.

»Und?«, fragte der Geograph.

»Oh! Bei mir zu Hause«, sagte der kleine Prinz, »ist es nicht sehr interessant, es ist sehr klein. Ich habe drei Vulkane. Zwei aktive Vulkane und einen erloschenen. Aber man kann ja nie wissen.«

»Man kann nie wissen«, sagte der Geograph.

»Ich habe auch eine Blume.«

»Wir notieren Blumen nicht«, sagte der Geograph.

»Wieso nicht! Sie sind das Schönste!«

»Weil Blumen vergänglich sind.«

»Was bedeutet ›vergänglich?«

»Die Geographie-Bücher«, sagte der Geograph, »sind die wertvollsten aller Bücher. Sie veralten niemals. Es ist sehr selten, dass ein Berg seine Lage ändert. Es ist auch selten, dass ein Ozean sein Wasser entleert. Wir notieren uns die ewigen Dinge.«

»Aber erloschene Vulkane können aufwachen«, unterbrach ihn der kleine Prinz. »Was bedeutet ›vergänglich‹?«

»Ob Vulkane erloschen sind oder nicht, ist für uns einerlei«, sagte der Geograph. »Worauf es uns ankommt, ist der Berg. Er ändert sich nicht.«

»Aber was bedeutet ›vergänglich‹?, wiederholte der kleine Prinz, der in seinem Leben noch nie auf eine Frage verzichtete, die er bereits gefragte hatte.

»Es bedeutet ›vom baldigen Verschwinden bedroht‹.«

»Ist meine Blume vom ›baldigen Verschwinden bedroht‹?«

»Natürlich.«

»Meine Blume ist vergänglich«, dachte der kleine Prinz, »und sie hat nur vier Dornen, um sich gegen die Welt zu erwehren! Und ich ließ sie allein zu Hause zurück!«

Dies war sein erstes Gefühl des Bedauerns. Aber er fasste Mut:

»Was raten Sie mir, was soll ich besuchen?«, fragte er.

»Den Planeten Erde«, antwortete der Geograph. »Er hat einen guten Ruf ...«

Und der kleine Prinz ging fort und dachte an seine Blume.

Das ist Dr. Freund. Spezialist für emotionalen Stress. Er wird über die Feiertage bei uns sein.



Von den verschiedenen Arten des Wartens

Vom Warten als Kind

Bekommt ein kleines Kind zu hören, dass sein Spiel angesichts der vorgerückten Stunde und seiner müden Äuglein unterbrochen werden müsse, ist ihm der Hinweis darauf, dass es »morgen« weiterspielen könne, kein Trost. Es will *jetzt* spielen; *später* und *morgen* sind für ihn abstrakte und damit unbrauchbare Begriffe, die es gleichsetzt mit »nie wieder spielen«. Also kullern Tränen aus den müden Äuglein, und Eltern, die sich darüber wundern oder gar echauffieren, vergessen, dass sie zu zahlreichen Gelegenheiten genau gleich empfinden. Und nicht viel souveräner reagieren.



Vom Warten als Jugendlicher

Während ein Kind sich mit sehr einfachen, greifbaren Wünschen befasst, quälen den Jugendlichen Absichten weit epochalerer Dimensionen: Er will tun können, was ihm beliebt, mit wem es ihm beliebt und an den Orten, von denen ihn seine Erzieher fernhalten wollen, während er wiederum sich von diesen zu distanzieren versucht. Ihn düstert nach Selbstbestimmung, einem eigenen Zuhause und eigenem Vermögen. Doch er hockt immer noch in seinem beschissenen Kinderzimmer, was für ein Hohn, und ist von der Gunst zweier verknöchert Idioten abhängig, die nicht die geringste Ahnung haben, wer er ist, aber dennoch zu wissen glauben, was gut sei für ihn. Verzweifelt wartet er auf die Mündigkeit, und das wird noch eine ganze Weile andauern. Kein Wunder, straft er die Welt mit mürrischen Blicken. Erst viel später wird ihm aufgehen, dass die so geschmähten Stunden die letzten der Sorglosigkeit gewesen sind.

Vom Warten des jungen Mannes

Hat der junge Mann endlich seine eigene Wohnung bezogen, verfolgt er praktisch nur noch ein einziges

Ziel: junge Frauen dorthin einzuladen. Die aber scheinen ganz andere Pläne zu haben, wovon der ärgerlichste darin besteht, sich von *anderen* Männern nach Hause einladen zu lassen. Oft sitzt der junge Mann daher verdrossen auf dem wahlweise alten, billigen oder nicht vorhandenen Sofa, das die Wohnung dieser Lebensphase kennzeichnet, und wartet auf das erquickliche Bad in der Weiblichkeit, zumal ohne irgendeine Ahnung zu haben, wann er zugelassen werden wird. Oder ob überhaupt jemals. Am schlimmsten drängen diese Fragen natürlich direkt nach der letzten Zusammenkunft mit einer Frau. Das Mittel der Wahl, die Wartezeit und die damit verbundenen Empfindungen zu vertreiben, besteht aus alkoholischen Getränken, die im Kreise von Leidensgenossen verabreicht werden.

Vom Warten der jungen Frau

Junge Frauen befinden sich bereits ab einem vergleichsweise geringen Grad der Attraktivität in der vermeintlich glücklichen Lage, auf nur wenige Dinge warten zu müssen – die meisten ihrer Wünsche werden sofort nach der Verkündung von Männern sozusagen aller Altersklassen erfüllt. Dieser Zuspruch erfüllt junge Frauen mit der gefährlichen

Gewissheit, *eben doch* eine Prinzessin zu sein, woraus sie eine profunde Anspruchshaltung ableiten. Herren, die diese bedienen, werden – allerdings weder zwingend noch regelmäßig, um keine Sicherheitsgefühle aufkommen zu lassen – mit ihrer Gunst belohnt. Dieses Spiel funktioniert prima, solange man davon absieht, sie in irgendeiner Art zurückzuweisen, oder nicht den Fehler begeht, ihre edle Herkunft in Frage zu stellen und ihnen zu eröffnen, dass sie ganz gewöhnliche Menschen seien und auch für sie gewisse Spielregeln gälten. Hei, da feuern ihre schönen Augen tödliche Blitze ab; da schießen aus ihren hübschen Mündern kriegerische Worte! Und alles nur, weil sie nie auf etwas haben warten müssen.

Vom Warten auf die Rückkehr des Gesprächspartners

Begibt sich der Mensch, mit dem man den Abend in einem Lokal verbringt, zum Abort, steht dem Zurückgebliebenen eine kleine Wartezeit bevor, bis die Unterhaltung fortgesetzt werden kann. Früher, als es noch keine Smartphones gegeben hatte, lehnte man sich in solchen Momenten in seinem Stuhl zurück und überlegte sich eine raffinierte Replik auf



zu ihm passt. In der Beurteilung dieser Frage walten jedoch oft wunderliche Entscheidungskriterien, die uns von einem hübschen Gesicht auf einen guten Charakter schließen lassen. So reißen wir Enttäuschung an Enttäuschung, weil wir lieber die Gesichter ersetzen als die Kriterien. Eines Tages stellen wir aber erleichtert fest, dass wir weder beziehungsunfähig noch masochistisch, noch von karmischem Pech verfolgt sind, sondern dass wir schlicht noch nicht auf den Menschen getroffen sind, der zu uns passt, und wir halt eben auf ihn warten müssen.

etwas zuvor Gesagtes oder studierte die Damen, die an den anderen Tischen im Raum umworben wurden, und stellte ebenso entsetzt wie amüsiert fest, was für einen kläglichen Eindruck ihre aufgeregten, von kühlen, prüfenden Blicken bedachten Verehrer abgaben. Heute bekommt man davon nichts mehr mit. Nachdem der Toilettengänger sich erhoben und abgewandt hat, vergehen keine drei Sekunden, bis der Wartende sein Telefon in die Hand nimmt, um nachzusehen, wie die Welt ohne ihn in der Zwischenzeit so zurechtgekommen sei. Ganz gut, wie er feststellt. Er muss eingreifen! Rasch kommentiert er ein paar *Social*-Beiträge und verfasst einen eigenen, bebildert vielleicht mit seinem halbverzehrten Abendessen. Naht der Rückkehrer, lässt er sein Telefon mit einem seltsam schlechten Gewissen zurück in die Tasche gleiten. Er schämt sich für seine Handysucht, die man auch die krankhafte Unlust zum Warten nennen könnte. Doch wozu? Sie ist längst kollektiv geworden.

Vom Warten auf den richtigen Partner

Jeder von uns, selbst der schrulligste aller Einzelgänger, wünscht sich, mit einem anderen Menschen intim verbunden zu sein, und zwar mit einem, der

Und auch, dass es nicht sonderlich klug ist, diese Zeit mit billigen Affären zu vertreiben, da diese nur das Warten verlängern, auch wenn sie vorgeben, es zu versüßen. Eines Tages steht er dann da, dieser Mensch, der zu uns gehört und mit dem wir uns auf Antrieb verstehen. Mit dem es keine Fragen mehr gibt, nur noch Antworten. Nun verstehen wir ihn, den Satz von den guten Dingen, die zu denen kommen, die warten. Und dass damit kein Herumhocken gemeint ist, sondern das Schauen und das Lernen und das Verstehen.

Der kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry

16. Kapitel: Die Erde

Der siebte Planet war also die Erde.

Die Erde ist kein gewöhnlicher Planet! Es gibt dort hundertelf Könige (nicht zu vergessen sind die Könige in Afrika), siebentausend Geographen, neunhunderttausend Geschäftsleute, siebeneinhalb Millionen Säufer, dreihundertelf Millionen Eitle, alles in allem rund zwei Milliarden Erwachsene.

Um euch eine Vorstellung von der Größe der Erde zu geben, will ich euch sagen, dass es vor der Entdeckung der Elektrizität notwendig war, eine regelrechte Armee von vierhundertzweiundsechsigtausendfünfhundertundelf Laternenanzündern auf allen sechs Kontinenten zu beschäftigen.

Aus der Ferne betrachtet, hatte dies einen wunderbaren Effekt. Die Bewegungen dieser Armee wurden organisiert wie die eines Opernballettes.

Zuerst kamen die Laternenanzünder aus Neuseeland und Australien. Nachdem sie ihre Lampen angezündet hatten, gingen sie schlafen. Die nächsten Tanzschritte vollbrachten die Laternenanzünder aus China und Sibirien. Auch sie wurden hinter die Kulissen gewinkt. Danach waren die Laternenanzünder Russlands und Indiens an der Reihe. Dann die aus Afrika und Europa. Dann die aus Südamerika. Dann die aus Nordamerika. Und sie irrten sich noch niemals in der Reihenfolge ihres Auftretens. Das war großartig.

Nur der Anzünder der einzigen Laterne am Nordpol und sein Kollege von der einzigen Laterne am Südpol führten ein Leben voller Müßiggang und Wohlbehagen: Sie arbeiteten gerade zwei Mal im Jahr.



ALL I WANT
FOR CHRISTMAS
IS RUH.

quadrasonics.com

(...hätte man sich in anderen Jahren gewünscht.)

...und dazu:



Vegane Weihnachtsgans

Gilberts Gattin

Sie hatte den Topf mit Wasser gefüllt, ihn mit einer langsamen Bewegung auf die Herdplatte gestellt. Gegen vierzehn Uhr kochte Frau Gilbert Kaffee, für sich und für die langen Stunden bis zum Abend. Seit nunmehr fünf Jahren lebte sie abseits der beruflichen Pflicht, zuhause, in einer Drei-Zimmer-Wohnung, die über einen gut begehbaren Balkon verfügte, auf den man durch die große Tür im Wohnzimmer gelangte. Frau Gilbert schätzte diesen Vorsprung ins Leben, saß oft viele Stunden auf ihm und besah sich Himmel und Erde.

Die Wohnung war hell und übersichtlich. Herr Gilbert, ihr Gatte, der sich die Woche über zumeist auf Montagen befand, hatte sämtliche Räume mit hüfthoch angebrachten Stangen versehen, ähnlich jenen, die die großen Ballettübungsräume schmücken. Seine Gattin war vor fünf Jahren bei der Arbeit von einer sehr hohen Leiter gestürzt und schwer verletzt in das städtische Kreiskrankenhaus gebracht worden.

Seit diesem Unglück ging Frau Gilbert an Krücken. In der Wohnung bewegte sie sich manchmal ohne Gehhilfen, indem sie die Stangen entlang von einem Raum zum anderen glitt. Es war recht mühsam und Frau Gilbert benötigte fast drei Minuten von der Küche bis zur Wohnungstür.

Ihr weiches, eher rundlich geformtes Gesicht verlieh Frau Gilbert etwas alterslos Kindliches. Dasselbe Gesicht wie die Tochter, fern der deutschen Heimatstadt, war sie mit ihrem Mann nach Brasilien ausgewandert. Auf dem Sideboard im Wohnzimmer standen kleine volkstümliche Figuren und Vasen, die ihre Tochter beim Besuch hiergelassen hatte.

Ihre Brille saß schwer auf der kleinen Nase, die dunklen Haare hatte Frau Gilbert hochgesteckt. „Vielleicht soll ich ein Kind bleiben“, sagte sie, „wackelig auf den Beinen, im Laufstall gefangen.“ - Gilberts Gattin hatte sich nicht, wie erwartet wurde, mit dem abgefunden, was ihr widerfahren war. Die ersten Monate

blieb sie stumm und freudlos, dann nahm sie den Arm ihres Gatten und zeigte ihm, wie ein Kind das Gehen erlernt. Er war ihr dankbar und schickte nun öfter bunte Kärtchen aus den bunten Städten, wo er seine Arbeit verrichtete.

Frau Gilbert hörte ein ungewohntes Geräusch im Treppenhaus. Sie zog sich die Stangen entlang in den dunklen Flur, blieb lautlos nahe der Wohnungstür stehen. Ein Treten, Rascheln war zu hören, sie fühlte es atmen, nachdenken. Dann entschied es sich, zu klingeln. Frau Gilbert zögerte nicht. Sie glitt zur Tür und öffnete. Ein junger Mann, vielleicht dreißig Jahre alt, stand vor ihr und lächelte unbeholfen.

„Guten Tag, Frau..., Frau Gilbert. Mein Name ist Markus, nach dem Neuen Testament, Markus Arnold. Ich habe sie schon oft auf ihrem Balkon gesehen. Wissen Sie“, sagte er und lachte kurz zur Seite, „ich wohne Ihnen schräg gegenüber, in der 123, wo das Dach repariert wird zur Zeit.“ Frau Gilbert nickte. „Wie kann ich Ihnen helfen?“, fragte sie.

„Nun, ich habe keinen Balkon. Und vor meinem Fenster zur Straße steht der Schreibtisch. So kann ich mich nicht aus ihm lehnen und schauen.“ Es vergingen einige Sekunden des Schweigens. „Störe ich Sie?“, fragte der junge Mann erschrocken. „Aber nein, ich bin nur nicht in der Lage, Ihnen zu folgen“, antwortete Frau Gilbert. Markus, der junge Mann, lächelte resigniert. „Aber sicher, wie sollten Sie auch“, flüsterte er. „Ich will ganz ehrlich sein: Darf ich mich ein wenig auf Ihren Balkon setzen?“ - Frau Gilbert dachte an die große weiße Tür, an die hellen Gardinen davor, an die Pflanzen und die Straße. Sie dachte an immer dagewesene Gegenstände, nicht aber an die eigentliche Frage. Sie fühlte ihre Hüfte schmerzen, zu lange hatte sie still und aufrecht gestanden. „Kommen Sie nur herein!“, sagte sie und machte einen kleinen Schritt zurück. Markus trat ein, bedankte sich mehrmals und schloß die Tür hinter sich. Er sah Frau Gilbert die Stange entlang voranschreiten und folgte ihr zaghaft. Im Wohnzimmer angelangt, zeigte Frau Gilbert auf die Balkontür. Markus zog die hellen Gardinen beiseite und öffnete die

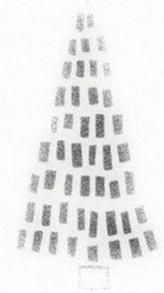
Tür vorsichtig. „Es stehen dort Stühle“, sagte Frau Gilbert, „nehmen Sie nur Platz.“

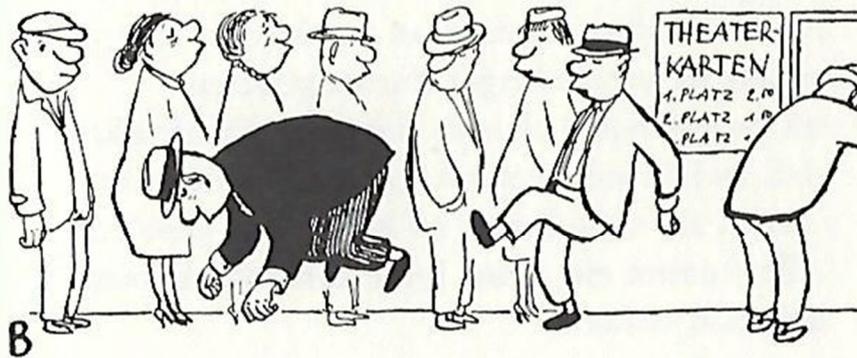
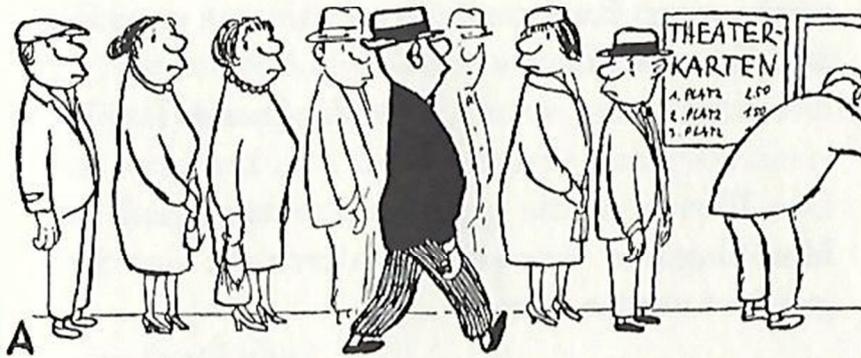
Markus schritt hinaus auf den Balkon und verschwand aus Frau Gilberts Gesichtsfeld. Sie bewegte sich weiter, in die Küche, ergriff eine weitere Tasse und füllte sie mit frischem Kaffee. Kurz glaubte sie, die Kinder sprechen zu hören, das Husten ihres Gatten beim Lesen der Tageszeitung. Dann ging sie hinaus auf den Balkon. Markus saß aufrecht da und starrte bewegungslos in den blauen Himmel. „Es ist wirklich schön hier“, sagte er leise, als gebühre solch einem Ort das gedämpfte Sprechen. „Oh ja, ich weiß diesen Ort zu schätzen“, antwortete Frau Gilbert. Sie stellte die Tasse auf den runden Holztisch und ließ sich ebenfalls in einem Stuhl nieder. Dort saßen sie beide, schweigsam und vom weiten Himmel betört. Markus trank seinen Kaffee, Frau Gilbert sah ihm dabei zu und dachte an ihren Gatten, der immer wieder zu sagen pflegte, sie dürfe niemals Fremden Zutritt in die Wohnung gewähren: „Du bist so ein geeignetes Opfer. Denke immer daran, daß Du Dich nicht mehr wehren kannst.“ - Sie dachte an seine Worte und vergaß sie im nächsten Augenblick.

„Frau Gilbert“, begann der junge Mann zu sprechen, „es ist bestimmt recht unverschämt von mir, mich Ihnen aufzudrängen, so ohne Vorwarnung und nähere Bekanntschaft.“

„In meinem stillen Leben gibt es weder nähere Bekanntschaften noch Vorwarnungen. Es gibt den Himmel und die Erde. Sie kommen zur richtigen Zeit. Sie sind wie eine Botschaft“, sagte sie und rückte ihre große Brille zurecht. „Bleiben Sie und genießen Sie die Zufälligkeit des Lebens.“

Damit mühte sich Frau Gilbert wieder in die Höhe und betrat die Wohnung über die flache Schwelle. Sie zog sich den Mantel über, griff nach ihren Krücken und verließ die Wohnung. Der Aufzug fuhr ins Erdgeschoß. Als sie das Haus verließ, verschwand die Sonne hinter dem Haus Nummer 123. Sie schritt auf das Trottoir und sah dann hinauf zu ihrem Balkon. Der junge Mann war nicht mehr da.





Wertvolle Menschen gehören auch beim Einkauf von Theaterkarten an die Spitze. Überwinden Sie Beklommenheit und Angst vor der Masse (A). Gelegentlich kränkende Zurücksetzungen (B) sollten Sie nicht mutlos in Ihrem Streben machen. Merke: Viel Feind – viel Ehr!

Weihnachten 1944
(Als ich keinen Urlaub bekam)

Wenn es in der Welt dezembert
und der Mond wie ein Kamembert
gelblich rund, mit etwas Schimmel
angetan, am Winterhimmel
heimwärts zu den Seinen irrt
und der Tag stets kürzer wird —
sozusagen wird zum Kurzttag —
hat das Christkindlein Geburtstag!

Ach, wie ist man dann vergnügt,
wenn man einen Urlaub kriegt.
Andererseits, wie ist man traurig,
wenn es heißt: »Nein, da bedaur ich!«
Also greift man dann entweder
zu dem Blei oder der Feder
und schreibt schleunigst auf Papier
ein Gedicht, wie dieses hier:

Die Berge, die Meere, den Geist und das Leben
hat Gott zum Geschenk uns gemacht;
doch uns auch den Frieden, den Frieden zu geben,
das hat er nicht fertiggebracht!
Wir tasten und irren, vergehen und werden,
wir kämpfen mal so und mal so...
Vielleicht gibt's doch richtigen Frieden auf Erden?
Vielleicht grade jetzt? — Aber wo? ...

Heinz Erhardt

